Sommer-Träumereien

am

Meeresufer.

Leipzig
Woerl's Reisebücher-Verlag
Kaiserl. u. Kgl. Öst.-Ung., Kgl. Sächs. u. Kgl. Bayr.
Hofverlagshandlung.

SOMMERTRÄUMEREIEN

AM MEERESUFER.

LEIPZIG 1912.
WOERL's REISEBÜCHER-VERLAG.
KAISL. U. KGL. ÖST.-UNG., KGL. SÄCHS. UND KGL. BAYR.
HOFVERLAGSHANDLUNG.

VORWORT.

Wo das westliche Mittelmeer am tiefsten ist, zwischen der Küste Kataloniens und der Insel Mallorca, liegt an der Nordseite der letzteren das Felsenufer, an welchem diese Seiten geschrieben wurden. Die rauhe Küste fällt schroff und jäh fast vierhundert Meter zum Meere hinab und hoch oben türmen 8—900 Meter hohe Anhöhen empor, mit immergrünen Eichen bewaldet. In der Mitte sind auf einer Art Plateau Olivenpflanzungen; nach abwärts grünen die schroffen Abstürze bis zum

Meeresufer von Aleppokiefern, welche in den Spalten des Gesteins und in den Geröllabstürzen ihre Wurzeln eindringen ließen und über die Abgründe ihre Kronen emporschicken; manche konisch bis unten mit grünen Zweigen versehen, andere, ältere stämmig mit breiteren Kronen, von Winterstürmen zerzaust, aus welchen Tausende von Zapfen hinausragen.

Am Meere sieht man eruptive Gesteine, namentlich die dunklen, ins Violettblaue übergehenden Melaphyre, die grauen, weiß durchzogenen Gipsschichten und Lehm aus der Basis der Insel, über welchen liassische und triassische Kalksteine, in den großen Kata-

klysmen aus den Höhen herabgestürzt und dazwischen mit mehr oder minder lockeren Bindemitteln verknüpft, Konglomerate gebildet haben.

Rote weißgeaderte und schwarze weißgeaderte Marmorarten wechseln mit großen Kalkspatklumpen, welche alabasterartig weiß oder gelblich, wenn poliert, sich herrlich ausnehmen; ältere Breccien alternieren mit moderneren Abrutschungen. Nur an einer Stelle ist ein kleiner, aus großen Geschieben und grobem Sand gebildeter Strand, der Guix, mitten unter Felsen, nach den dort vorhandenen Gipsmassen so benannt. Durch einen Sattel von Konglomeraten mit dem Lande

verbunden, ragt die Halbinsel der Forodada hinaus, ein phantastisches Gebilde, deren Schichten gegen Osten tauchen und nach dieser Seite wie die Flanken eines Panzerschiffes aussehen, während sie gegen Westen Abstürze aufweisen. Nach einem zweiten Sattel tritt mit roten Tinten von seltener Wildheit die 33 Meter hohe durchlöcherte Stirn der Forodada wie ein Ungeheuer ins Meer, nach einem Riesenloch in der Mitte so benannt, auf welcher der Fischadler horstet.

Den Einflüssen des Golfes von Lyon ausgesetzt, ist diese Küste zur Winterszeit fast immer stürmisch: bravia y sin resguardo se defiende ella misma, sagte

der große Hydrograph Tofiño, als es sich darum handelte, sie zu verteidigen. Dagegen ist sie zur Sommerszeit, wo häufig leichte südliche Winde herrschen, ausnahmsweise ruhig, denn nicht einmal die starken Brisen reichen hieher und die östlichen Winde sind durch den Cap gros de Soller mächtig geschützt. Dabei ist das Wasser von seltener Reinheit, da nirgends ein Unrat vom Lande dazukommt und das nächste einströmende Flußwasser, der Llobregat bei Barcelona, hundert Meilen davon entfernt mündet, was bei der Tiefe des dortigen Meeres gar keinen Einfluß hat.

An diesem Ufer, schön unter den schönsten des Mittelmeeres, entstanden

diese Träumereien; es ist kein Buch, es sind nur lose, wertlose Blätter, wie sie unter dem momentanen Eindrucke niedergeschrieben wurden und ohne Zusammenhang zusammengeheftet erscheinen.

Viele werden sie mit einem höhnischen Lächeln wegwerfen, manche feinfühlende Seele wird aber dadurch vielleicht zu ähnlichen Träumereien verlockt und dann werden sie ihren Zweck erfüllt haben.

Viele Menschen denken nicht mit den eigenen Gedanken, sie bedürfen immer der Gedankenstütze anderer, eines Buches, einer Rede, ähnlich den Kletterpflanzen, welche einen Baum oder eine Wand benötigen, um sich zu entwickeln. Für diese wäre die beste Schule das Lesen im großen Buche der Natur, das einem offen steht und an dem so viele blind vorüberziehen, ohne zu bedenken, was sie aus demselben an Kenntnissen und Genuß schöpfen könnten. Mühsam werden schlecht gedruckte Bücher bei flatterndem Lampenlichte gelesen, wobei man sich die Augen verdirbt, oder die Treppen von Museen erklommen, um das zu sehen, was in der Natur

treibend, lebend vorliegt und an dem gleichgültig vorübergezogen wird.

Hat man sich aber diesen Kultus der Natur, der bei einigen angeboren, bei anderen erst anerzogen werden muß, angeeignet, so hat man einen Schatz gewonnen, den man überall mit sich führt und der uns bei jedem Schritt immer neue Freuden bereiten wird.

* * *

Viele glauben, daß sie sich, um ihre Tätigkeit zu entwickeln, immer nach außen offenbaren müssen, sei es meinetwegen nur im Zusammenrollen einer Zigarette, vergessen aber dabei die Entwicklung ihrer Tätigkeit nach innen zu richten, auf die Veredlung und Vervollkommnung ihres geistigen Wesens; im

Gewirre der äußeren Tatkraft vergessen sie das, was ihnen am allernächsten steht, sich selbst. Das kontemplative Leben wird als das Leben eines Faulenzers verspottet und die höchste Tätigkeit in der Veredlung seiner selbst verhöhnt. Dafür ist die Betrachtung der Natur, dieser großen, weiten Wunderwelt, die uns umgibt, um uns wirkt, lebt und webt, am geeignetsten, sie wird den Geist erhöhen und in der Überzeugung unserer Kleinlichkeit seelisch vervollkommnen, sie wird eine Quelle der Bewunderung für den Schöpfer sein, sich häufig in eine wahre Extase umwandeln und den göttlichen Funken unserer Seele entflammen.

Und um diese herrlichen Bilder zu genießen, braucht man keine Kunst-

sammlungen reicher Herren, kein Museum einer Großstadt, überall stehen sie einem offen und genießbar, bei jedem Felsenufer der Welt. Es ist nur notwendig, daß man sie anzuschauen, sie zu schätzen und sie zu genießen lerne. Keine Kunst, wenn noch so vollkommen, vermag das wiederzugeben, was die Natur einem darbietet. Welche Etalage von Formen, welche Pracht von Farben, welche Mannigfaltigkeit sich vor dem erstaunten Auge entwickelt! Bedenke man nun, welcher Genuß einem jeden sich darbietet, der schon in seinen Kinderjahren dieser Wunderwelt des Meeres seine Aufmerksamkeit zu widmen beginnt. Keine Stunde wird ihm zu lang, mit wahrer Sehnsucht wird er am Ufer weilen, um den liebgewonnenen Ge-

schöpfen nachzuspähen. Steigen seine Kenntnisse der Natur, so wird der Genuß damit auch steigen und das, was anfangs eine angenehme Zerstreuung war, wird in ihm zum Lebensstudium heranwachsen.

* * *

Die Betrachtung der Natur muß, richtig aufgefaßt, als ein Gebet angesehen werden, in welchem sich der Mensch vor dem Schöpfer all der Wunder demütig beugt. Denn, wie die arabischen Taleb sagen, ist jede Wissenschaft, welche nicht zur tieferen Erkenntnis Gottes führt, leer und zwecklos. Wie vieles bleibt uns unerklärbar und unergründlich bei unseren beschränkten Sinnen! Als Frucht der Naturbetrachtung ist

auch die Kunst anzusehen, welche als Endziel die Darstellung des Schönen aus derselben innehat und in dieser Darstellung ist sozusagen die Verkörperung des Gebetes. Deswegen wirkt auch die Betrachtung der Natur so beruhigend auf das Gemüt, weil sie die natürliche Wiederkehr der Seele zum Schöpfer ist, die in ihrer Anbetung alle seine Wunder aufzählt. Deswegen haben schon von alters her Menschen, welche sich dem kontemplativen Leben widmeten, möglichst schöne Plätze ausgesucht, um durch die umgebende Natur schon mehr dazu angeregt zu werden. Auch die Wärme, welche beruhigend wirkt, treibt zum kontemplativen Leben.

* * *

Derjenige, der nicht für die Schönheit der Natur empfänglich ist, hat entweder kein fühlendes Herz oder er wurde durch eine falsche Erziehung verzogen, sei es in seiner ersten Kindheit, sei es durch spätere Verrohung. Namentlich wenn die Betrachtung der Natur als Gebet angesehen wird, kann die wohltuende beruhigende Wirkung derselben nie fehlschlagen und man wird mit dankbarem Herzen desjenigen oder derjenigen gedenken, die einem diese Auffassung einflößten. Ein besonderer Reiz wird sich dadurch jeder Erforschung, jeder Entdeckung eines neuen Naturgeheimnisses anknüpfen und alle diese Hieroglyphen werden einem dieselbe Sprache der Bewunderung zum Schöpfer sprechen. Man wird sich nie in diesem

großen Buche der Natur sattlesen, man wird immer neuen Stoff zur Bewunderung, zur Erforschung vor sich haben und eine Vorstellung von der Unermeßlichkeit Gottes besitzen. — Letzthin war die Sonne schon längst versunken und es dämmerte am Meere, die Sterne spiegelten sich mild ab auf seiner spiegelglatten Fläche. Wie kleinlich sind doch die Menschen mit allen ihren Streitigkeiten gegen diese Menge von Welten, von denen viele größer als die unsrige bewohnt sind, vielleicht von Wesen, die noch viel vollkommener sind als wir.

* * *

Wie häufig und unter wie vielen Himmelstrichen habe ich am Meeresufer geträumt! Sehnsüchtig auf die Flut hin-

ausblickend, auf diese Straße der Welt, und gewünscht, sie möge einen weiterführen zu anderen Gestaden! Und doch scheint mir der Anblick immer neu zu sein; mit gleicher Sehnsucht blicke ich immer auf die blaue Ferne wie in meinen Kinderjahren. Die angeborene Wanderlust macht sich immer wieder geltend, wenn auch noch so schön und bezaubernd der Strand sein mag, wo ich weile.

Heute ist Ostwind, aber im Fallen; der Horizont ist noch dunstig, aber die Wogen brechen schon ermüdet gegen die Felsen; der Schaum, der sich von denselben in breiten Kreisen entfernt, bekundet, daß es ruhig werden wird. Die Seemöven schwimmen schon auf der Flut, statt dieselbe zu überflattern.

Auch vor so viel Jahren war an diesem Tag Ostwind und ich saß am Strande, nahe an einem versunkenen Schiffe und jetzt wieder ist sein Nachfolger, der ruhig im geschütztesten Winkel des Triester Hafens lag, durch die Wetterkatastrophe beschädigt worden und ich bin wieder momentan ohne Schiff. So sehr diese zwei Tage einander ähneln, wie viel liegt dazwischen! Horch — die Möven gellen gleich heiter im Sonnenglanze.

* *
*

Manchmal ziehen die Wölkchen nahe an den Bergen und dann kommen sie, wie durch eine unsichtbare Kraft getrieben, wieder zurück, weil jenseits der Berge eine andere Luftströmung

herrscht, die sie zurückdrängt. Sanft ruht auch die Luft, sie ruht, weil auch das Meer ruht oder, besser gesagt, letzteres ruht, weil kein Wind weht, und so ruht auch doppelt unsere Seele in dieser Ruhe der Natur. Denn wenn wir auch unsere Gefühle in der Natur erblicken, so ist es andererseits auch wahr, daß die Natur auf uns aufregend, begeisternd oder beruhigend einwirkt, je nach den Verhältnissen. Es ist eine Wirkung, der wir im ersten Momente nicht bewußt sind, die sich unser als Herrscherin unbemerkt bemächtigt, die wir nicht greifen, nicht sehen, die wir nur unbewußt erdulden. Es ist ein Anbiens, ähnlich dem Ideenkreis, in dem man aufgezogen wurde, den uns unsere Erziehung gab. Es

ist die Stimmung, welche die Natur gibt.

* * *

Es ist ganz schattig, aber bis vor kurzem schien hier die Sonne. Die Felsen sind noch ganz warm und der Geruch des zahlreichen Seefenchels füllt so die Luft, daß ihn die Brise nicht zu vertreiben vermag und er fast betäubend wirkt. Die entfernten Schatten werden bläulich, die der Sonne ausgesetzten Felsen gehen vom Kupferrot ins Goldige über. Kein Schiff weit und breit am Horizonte zu sehen, nur Phantasieschiffe gleiten dahin und trotz alledem kein Gefühl der Einsamkeit, wie auf einer Bergeshöhe; die Welle ist da und die scheint in einer Riesen-

umarmung die ganze Welt zu umfassen und alle zu verbinden. Häufig habe ich den Wogen zugehört und gar oft schienen sie mir Gespräche von lieben entfernten Bekannten zu lispeln. Stundenlang habe ich denselben zugehört und immer schienen sie mir was Neues zu sagen. Viele Menschen glauben, man müsse immer arbeiten, um etwas zu leisten. Die Orientalen verstehen mehr das Träumen als andere, denn ihr Kef ist häufig ein tiefes Nachdenken, ein Ergründen von Dingen, auf die einer, der weniger denkt, gar nicht kommen dürfte. Und doch wird der Franke auf sie verwerflich blicken und sagen, sie arbeiten nicht.

* * *

Da sieht man sechs Fische oberhalb eines unterseeischen Felsens. Sie schwimmen paarweise bis zur Oberfläche und öffnen ihren Mund, als wollten sie Luft schnappen. Dank der weißlichen Felsenunterlage, ist das Meer an der Stelle turmalinfarbig und die Fische heben sich dunkel von demselben wie Jaspisstücke ab. In weitester Ferne ist am Horizont eine kleine Segelbarke, sonst nur Meereseinsamkeit weit und breit, ja Einsamkeit von Menschen; denn von Tieren wimmelt es, wenn man nur in die Tiefe schaut.

Manche unterseeische Felsen sind förmlich mit Seeigeln austapeziert. Man sieht sie schon aus der Ferne, namentlich wenn die Sonne scheint und das ruhige Meer durchsichtig ist wie ein Kristall,

wie sie sich in ihrer dunkelvioletten Färbung von den gelblichen Felsen abheben und erscheinen, wo zerstreuter, wie ein unten im Meere ausgebreitetes Pantherfell. Sie scheinen angeklebt zu sein und selten nur sieht man einen oder den anderen von einer Aushöhlung zur nächsten benachbarten ziehen. Manchmal sind sie in diesen Aushöhlungen der Felsen so verkrochen, daß man Mühe hat, sie aus ihrem Schlupfwinkel herauszuziehen. Sie leben gesellig. Manche Felsen sind ihrer ganz frei, bei anderen dagegen wimmelt es von ihnen.

Seesterne rühren sich in der Tiefe und die Aktinien entwickeln ihre Farbenpracht, wahre Blumen des Meeres. Da auf einem Felsen angelehnt bin ich häufig stundenlang gesessen und habe

in die Tiefe geblickt. Wie häufig habe ich die Menschen bedauert, welche behaupten, sie langweilten sich, sie hätten angeblich nichts zu tun. Ist das Betrachten der Natur nicht eine genügende, nie zu erschöpfende Beschäftigung? und dabei welch erhabenes Gefühl, welche Bewunderung für den Schöpfer aller dieser Wunder!

Eine leichte Brise fängt an zu wehen, das glatte Meer kräuselt sich und diese ganze Wunderwelt bleibt dem spähenden Auge verschlossen!

* * *

Das Meer ist spiegelglatt, weißes Meer, wie es die Spanier nennen, und doch atmet es und am Rande der Felsen scheinen die dünnen Seetange in auf-

und absteigender Bewegung mitzuatmen. Diese ist aber so sanft, so unbedeutend, daß der nasse Rand nicht vermehrt wird, sondern wie eine dunkle Randlinie unverändert bleibt. Einige Schneckensorten suchen ihn mit Vorliebe auf, so die kleinen grauen Litorinen und die rotpunktierten Trochus und gar erwünscht ist er den Napfschnecken, die alle gerne bald trocken, bald überflutet sein wollen. Nähert man sich denselben, so schmiegen sie sich so fest an, daß sie mit dem Felsen nur eine einzige Masse zu bilden scheinen. Selbst ihre Rücken haben die Farbe desselben angenommen und sind häufig mit Seepflanzen bedeckt.

Einen gar grellen Kontrast mit diesen stillen Felsenbewohnern bilden

die lebhaften, hin- und herwankenden Krabben. Bald verkriechen sie sich vorsichtig in ein Loch und strecken ein Auge aus, dann das andere, spähen umher und lassen sich wie ein Senkblei in die Tiefe, aus der sie dann wieder langsam, als erprobte Taucher, heraufsteigen. Schwimmt etwas an der Oberfläche, dann verkriechen sie sich gern im Schatten darunter und spähen nach Beute.

* * *

Keine Brise kost hier mit dem Ufer so, wie die westliche. Wenn die Sonne schon hoch steht und ihre warmen Strahlen die Uferfelsen sengen, da kommt sie fast unbemerkt und erfrischend über dieselben. Kaum kräuselt

sie das ruhige Meer, die letzten östlichen Wogen brechen nur rhythmisch an den vorstehenden Spitzen, sie falten sich mit einem schmalen weißen Saum über sich selbst, sonst ragen die dunklen Felsenriffe aus der Flut empor, schwarz bis zum Meer. Seit Tagen war es nicht so ruhig gewesen; man möchte sich im Schatten der Felsen ausstrecken und ruhen, wie die Flut ruht. Es erfaßt einen ein Gefühl innerlichen Wohlergehens, man spürt, daß der Mensch von Natur aus für die Wärme geschaffen ist. Es ist keine Faulheit, es ist ein behagliches Gefühl, eine Sehnsucht nach dem Kef der Orientalen. Man möchte, daß die Sonne nicht sinken würde, daß sie oben stünde als Herrscherin, thronend über dem Meere und

dem Lande. Mit einer gewissen Bangigkeit sieht man, wie die Schatten länger werden und wie der Abend naht; man möchte ihn aufhalten, verlängern, diesen Genuß von Licht und Sonne. Da träumt es sich gerne und man starrt die Wölkchen an, die sich hinter irgend einer Höhe zerstreuen, um zu sehen, von welcher Seite die Luft weht; so ruhig ist es geworden.

* * *

Die antike Welt suchte in der Natur mehr das Liebliche und Anmutige als das Überwältigende, das Großartige, Wilde, ich möchte fast sagen Schreckenerregende. Diesem Reize der Landschaft widmete sich mehr das Mittelalter und die Schule der Romantik, die

eigentlich ein Wiederaufleben desselben war. Zu den einfachen Gliederungen der antiken Bauten paßten besser ruhige Landschaften unter blauem Himmel, am blauen Meere, mit lieblichen Buchten und schöngeformten Vorgebirgen, während zu ernsten, turmgekrönten mittelalterlichen Burgen ein wildes Tal und ein großartiger phantasmagorischer Gebirgshintergrund mit Sturzbächen, dunklen Waldungen und wolkigem Himmel besser stimmt. Darin unterscheiden sich die Felsen am Meere. Sie mögen noch so großartig, wie Zyklopenarbeiten aufgetürmt sein, oder glatt polierte Geschiebe, über welche das Meer leicht brandet, immer sind sie heiter unter der Wirkung von blauem Himmel und blauem Meere; sie mögen noch so dunkel

sein, so erhöhen sie doch nur das Blau desselben. Ihr tiefer Schatten ladet zur Ruhe ein, man weilt gerne an ihrem Fuße, labt sich an ihrer Kühle, denn ihre Großartigkeit wirkt nicht beängstigend, sondern nur erhebend.

* * *

Die Welle deckt kaum einen unterseeischen, mit fast goldgelben Tangen bewachsenen Felsen, das weiche Meergewächs wogt hin und her, daß man glauben würde, ein blondes Haupt schüttelte sein Haar dicht an der Meeresoberfläche.

Stunden- und stundenlang kann man so am Ufer sitzen und in die Tiefe schauen, wo hin und wieder Fische glitzern und sich in die dunklen unteren

Meeresschichten versinken. Man glaubt sich in übersinnliche Sphären versetzt. Gott gestattet diese Vorahnungen ewiger Glückseligkeit, man wähnt sich, der irdischen Fesseln losgelöst, glücklich in der Betrachtung des Geschaffenen.

Ein warmer Hauch weht vom Lande mit Harzgeruch von den Kieferwäldern getränkt, und dieser mischt sich mit dem frischen Seehauch, der schüchtern nur das Ufer zu erreichen scheint und die spiegelglatte Meeresoberfläche leicht kräuselt. Meeresduft mischt sich mit Waldluft, der fast betäubende Geruch der Seetange kann den Harzgeruch des unter der steigenden Sonne wie Tautropfen herabrieselnden Harzes der Kieferstämme, die über das Ufer vor-

springen, nicht zurückdrängen, so daß man nicht weiß, welcher von diesen beiden der Herrscher sein wird. Die Napfschnecken trennen sich leicht von Riffen, auf dem sie angeschmiegt sind, und scheinen diese Luft einzuatmen. Nur ein Geräusch und vorsichtig schließen sie sich wieder gegen den sie schützenden Felsen.

* * *

Wie dürftig austapeziert scheinen die prächtigsten Paläste gegen diese unterseeischen Behausungen, wo so viele Wesen ungestört und unbemerkt ihr Dasein verbringen. Da schleppen die Einsiedlerkrebse mühsam ihr errungenes Haus, dort verkriecht sich eine Felsenkrabbe mit behaarter Kruste und weiß-

lichen mächtigen Zangen, und aus einem Felsenloch glitzert mit schlauen Augen eine gefräßige Muräne, nach Beute spähend. Weh dem Fischlein, das vertrauensvoll und sorglos in ihr Bereich tritt! Tange aller Farben und aller Formen tapezieren die Wände dieses Palastes aus, so daß man manchmal sagen möchte, sie wären mit wallenden Straußfedern bekleidet. Am Eingang ist wie eine aufgehängte frigische Mütze eine dunkelrote, geschlossene Aktinie zu sehen. Bedenkt man, daß solcher Paläste an einer Felsenküste Tausende und Tausende vorzufinden sind, so kann man sich eine Vorstellung machen, welche Wunderwelt sich da bei jedem Schritt und Tritt dem beobachtenden Auge darbietet. Manchmal sind Felsen

weiter hinausgerollt und bilden kleinere, nur unterseeisch mit dem übrigen Meere zusammenhängende, geschlossene Becken.

* * *

Jeder Winkel der Felsenküste birgt einen solchen Schatz unterseeischer Herrlichkeiten, daß man sich nicht sattsehen kann. Man könnte nicht bloß tage-, sondern monatelang in die Tiefe hineinschauen und sich immer mit neuen Bildern ergötzen. Auch gibt es unerwartete Ankünfte in diesen Palästen. Wenn man vom Lande zusieht, was dort kriecht und schwimmt, so wird man gewissermaßen auf das Herannahen der verschiedenen Seetiere vorbereitet. Hier taucht plötzlich aus dem

dunklen Grunde ein neues Wesen empor, bald Flüchtling, bald Verfolger, um mit gleicher Raschheit wieder zu verschwinden; nur ein silberheller Streifen in dem Wasser verkündet sein Dahinhuschen.

Manchmal sieht man eine Felsenspitze unerwartet emporragen, breit bemoost, von gleicher Farbe der Uferfelsen. Diese Felsenspitze, die sich bewegt, ist in Wirklichkeit eine Riesenschildkröte, die sich von der Strömung führen läßt, sich an der Meeresoberfläche sonnt und dabei schlummert. So kann sie lange Zeit verbleiben, aber das geringste Geräusch in der Nähe veranlaßt sie plötzlich zum Sinken und Verschwinden in der Tiefe.

* * *

Der Meeresgrund sieht wie ein Riesenmosaik aus. Es sind hier Geschiebe verschiedener Steinsorten und mithin verschiedener Farbe. Einige weiß andere rosenrot, andere gelblich, wiederum andere weinfarbig und ganz dunkel; sie füllen die flacheren Teile zwischen den aus dem Grunde emporragenden Riffen aus und erhalten durch die Glasur des Meeres einen besonderen Reiz. Das Wasser ist so klar und durchsichtig, wie man es sonst selten sieht. Sieh da, auf einmal schwimmt eine große Qualle umher, durchsichtig wie das Meer selbst; mehrere Fische bewegen sich in ihrer Nähe und bilden zu derselben durch ihren glitzernden Reflex sozusagen eine silberne Aureole. Sie folgt der Strömung, die sie weiter

und immer weiter führt, kaum scheint sie ein lebendes Wesen zu sein, so passiv verhält sie sich auf ihrer Wanderung. Die kleineren Quallen, durchsichtig wie Glas, sind lebhafter, ihre Bewegungen etwas rascher, sie scheinen mit dem Meere zu atmen, so heben und senken sie sich. Manchmal nähern sie sich einem Felsenwinkel, aber eine neue Strömung treibt sie weiter, welcher sie, immer sich hebend und senkend, gelassen folgen. Bis wohin werden sie kommen, wo werden sie verschwinden? Auf welchem Felsenstrand wird sie die Welle zerschellen oder auf welchen Sandstrand hinauswerfen, wo sie die Sonne auflösen wird?

* * *

Am fernen Horizonte kommt ein großer Ozeandampfer in Sicht. In rascher Fahrt rückt er bald näher, man sieht wie der mächtige Bug das glatte Meer spaltet und wie die Schraube es dahinter aufwirbelt. In der ruhigen Luft bilden sich hin und wieder Wölkchen von seinem Rauch. Bald wird er wie eine Vision vorübergegangen sein und ferneren Gestaden zusteuern. Häufig habe ich mir gedacht: Was mögen die Leute, die auf denselben sind, von dem Lande, an dem sie vorüberziehen, denken? Zumeist gar nichts. Unglaublich ist die Gleichgültigkeit der meisten Passagiere für das Land, an welchem sie vorüberziehen. Es scheint, als würde sich all ihr Denken, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Land konzen-

trieren, wo sie hinziehen. Viele fragen gar nicht nach dem Namen der Küste, die sie sehen, im günstigsten Falle ist sie nur ein Gegenstand momentaner Nachfrage und Aufmerksamkeit. Übrigens geht es auch dem am Lande arbeitenden Manne ebenso; er kümmert sich häufig gar nicht um das vorüberziehende Schiff, von dem er nicht weiß, woher es kommt, wohin es fährt und welches es ist. Anders verhält es sich mit den regelmäßig verkehrenden Schiffen, die an bestimmten Tagen und Stunden irgendwo vorüberfahren. Auf diese schaut auch der Landmann, bezeichnet sie und macht darüber seine Beobachtungen.

Ich habe nie einen am Horizonte dahinziehenden Dampfer sehen können,

ohne eine unbeschreibliche Sehnsucht zu empfinden, weiter zu fahren. Dieser dem Menschen angeborene Wandertrieb scheint sich zu akzentuieren bei Anblick des Mittels, ihn zu verwirklichen und wenn der Dampfer allmählich am Horizonte verschwindet und man schließlich nur wie ein Wölkchen die Rauchsäule gewahrt, verträumt man die Träume und sehnsuchtsvoll starrt der Blick auf dem weiten grenzenlosen Meere.

* * *

Diese Vision doppelter Bläue am Himmel und Meer mit grenzenlosem Horizonte, diese Bläue, die Tag auf Tag folgt, als wäre sie die unabwendbare Regel, ein Tag so klar wie sein Vorgänger und sein Nachfolger, wirkt so

wunderbar, daß man glaubt, es können nie mehr Wolken auftreten und auch diese ewige Bläue werde ewig andauern.

Manchmal flattert eine Fliege über das spiegelglatte Meer. Was sucht sie? Vielleicht irgend etwas, das herumschwimmt, um sich darauf zu setzen, aber vergeblich spähen ihre Augen umher und bald flattert sie wieder landwärts. Nur nasse abgerissene Algenstücke schwimmen an der Oberfläche, die bald von der Brise, bald von der Strömung unwillkürlich weitergetrieben werden.

Häufig sind an dieselben kleine Serpulas angeschmiegt, die so umherwandern, wie ein von Eis gepacktes Schiff. Auf diese Weise bedecken den Felsen weiter und weiter neue Tiere.

Wie häufig habe ich an ihre unbewußten Wanderungen gedacht und ihnen lange zugesehen, bis sie schließlich verschwanden!

Welche Quelle des Sinnens und Nachdenkens bietet überhaupt dieses Zuschauen an der Meeresküste. Täte man nichts anderes, so hätte man schon daraus zum Nachdenken genug für das ganze Leben.

* * *

Es gibt kein Buch, welches so lehrreich wäre, dessen Bilder so schön wären, wie das einfache Betrachten der Natur von Gottes schöner Schöpfung. Gebet, Belehrung, Erholung, Genuß, alles vereinigt sich darin. Man braucht dazu nicht vielleicht durch ihre Schönheit be-

vorzugte Gegenden aufzusuchen. Jede Gegend, mag sie noch so ärmlich aussehen, hat ihre Reize und Schätze, die man nur auszuforschen braucht. Pflanzen- und Tierwelt ist in ihrer Mannigfaltigkeit gleich anziehend; ob in der spärlichen Steppe oder im schwelgerischen Tropenlande, im Eismeere oder im warmen Golfstrome, überall sind gleiche Schätze zur Erforschung und Ergründung der Natur verschlossen. Die bescheidenen Lichene sind nicht minder anziehend wie die schlanken Palmen.

Man muß sich im Betrachten nur Mühe geben, nichts soll dem spähenden Auge entgehen. Man wird sich nie sattsehen und immer Neues finden, dabei wird man sich nicht ermüden,

denn eine solche Betrachtung ist ein Genuß.

* * *

Die Felsen bilden in der Stirn der Forodada eine tief eingeschnittene Spalte, in welche das Meer und die Sonne eindringt. Fährt man mit einem kleinen Boot hinein, so ist die Kammer ganz kobaltblau. Das Licht dringt durch eine andere Öffnung durch das blaue Meereswasser in dieselbe, ähnlich wie bei der weltbekannten blauen Grotte. Die schwimmenden Fische glitzern wie Silber und silbern ist auch die Spur, die sie hinter sich lassen. Die Wände sind von Fukoiden austapeziert, bald alabasterfarbig, bald ockerrot und ein betäubender Seegeruch strömt aus jeder

Höhlung heraus, in welche sich das Meer zu ergießen scheint. Kommt man wieder heraus, so ist man vom Sonnenlichte derart geblendet, daß man glaubt, das Gesehene sei ein Traum, der schon verträumt ist und man wäre gesonnen, wieder hineinzufahren, um sich zu überzeugen, ob es ein Traum oder Wirklichkeit war.

Man wagt wieder hinein, das Meer schwillt leicht an, es atmet. Dieses eigentümliche Aufatmen seines feuchten Busens! Alles ist wieder so blau, so geheimnisvoll wie zuvor, wie ein geborener Schlupfwinkel für Robben. Man erwartet jeden Moment ihr Auftauchen, aber sie sind längst schon aus diesen Küsten verschwunden. Man eilt wieder hinaus in die Glorie des Sonnenscheins,

überzeugt von der Wahrheit des Gesehenen.

* * *

Plötzlich wimmelt es von schnappenden Munden an der stillen Oberfläche; es ist eine Schar von Fischlein, die sich bis nahe an den Felsen gewagt haben. Dann machen sie plötzlich Kehrt und verschwinden in der Tiefe, um anderswo zu erscheinen und ihr Getümmel wieder aufzunehmen. Manchmal flattert einsam eine Silbermöve darüber; gar häufig mag sie sich denken, sich aus einem derselben einen Leckerbissen zu bereiten, aber sie zieht gravitätisch dahin, unbekümmert um die spielenden Fischlein. Plötzlich schießen mit der Schnelligkeit eines Pfeiles silber-

hell fliegende Fische dahin. Bei Beendigung ihres Fluges berühren sie drei-, viermal den Meeresspiegel, um wieder hinaufzufliegen und wieder dahin zu schießen, bis sie unter demselben verschwinden. Das wiederholt sich wieder und wieder, namentlich wenn das Meer ganz spiegelglatt ist.

Manchmal springen Palamiden in die Höhe und man sieht ihren Körper im Sonnenschein glitzern wie glänzendes Glas. Oft entgehen sie dadurch den sie verfolgenden Feinden, oder es ist nur ein Aufjubeln der ganzen Schar.

Manchmal wimmelt es ungewöhnlich auf der ganzen Meeresstrecke; es ist eine riesige Schar irgend einer Clupea-Art (Jarret), die sich eine Zeit-

lang auf einer Stelle hält und einen namenlos ergiebigen Fang liefert.

* * *

Am Felsenstrande kann man beobachten, zuhorchen und schauen. Allen diesen drei Quellen entspringt ein neuer Genuß. Beobachten: Der Stoff ist so reichhaltig, daß man ihn gar nicht aufzählen kann. Zuhorchen: mir dünkt es, ich höre es jetzt, wie die Felsen das Meer schlürfen und wieder schlürfen und nie satt davon zu werden scheinen. Manchmal kost nur das Meer den Felsen, das Geräusch kommt aus der Tiefe heraus und verliert sich wieder in die Tiefe, daß man glaubt, es sei Kuß auf Kuß, bis ins Endlose. Schauen: welche Farbenpracht, vom tiefsten Blau, fast Indigo, je nach-

dem es mehr oder minder im Schatten liegt, bis zum Ultramarin und schönsten Azurblau, wo die Sonne das Meer bescheint! Wie lieblich ist der Kontrast, wo die Silberverbrämung der Welle den dunklen Felsen berührt! Manchmal irisiert der Schaum im Sonnenscheine und der dunkle, von der Woge benetzte Felsenrücken sieht wie ein glänzender Onyx aus.

Andere Riffe schütteln wie Nereiden ihr mit Seetangen benetztes Haupt und alles bewegt sich, atmet zu gleicher Zeit wie eine einzige Hymne, welche die Natur dem Schöpfer vorsingen wollte.

Man sitzt sinnend, unbeweglich, fast betäubt, sinnesberaubt durch diese Gesamtharmonie. Manchmal dünkt einem,

daß sich all das wie die Vision einer Mirage auflösen sollte.

* * *

Der Horizont ist dunstig von der Wärme, man sieht nicht, wo das Meer anfängt und wo der Himmel aufhört. Das eine scheint die Fortsetzung des anderen zu sein, die Bläue verbindet beide, nur eine leichte Lasur überzieht sie. Manchmal sieht man ein Boot hoch am Himmel segeln; es ist die Refraktion, welche diesen Mirageeffekt hervorbringt, so daß es scheint, als schiffe es in der Luft.

Die Wogen sind von Osten leicht verkehlt. Weiter mag schon frische östliche Brise wehen, hieher kommen nur die Vorboten derselben und zwischen

den Felsen gaukeln freudetrunken leicht die Wogen und wälzen sich wieder auf sich selbst ohne Getöse, denn der Hauch ist noch zu leicht.

Nur in den tieferen Öffnungen saust und sprudelt es, und die Napfschnecken öffnen leise ihren Schild und lassen sich von der erfrischenden Flut benetzen, um sich beim leisestem Lärm wieder festzuschließen und wie die alten Nägel mittelalterlicher Türen aus dem dunklen Felsen emporzuragen. Wie kleine Nägelköpfe sehen die zierlichen Trochus aus, die fast jede kleine Aushöhlung ausfüllen.

* * *

Hoch auf den Felsen, bis wohin nur selten an Sturmestagen die salzige Flut

mit ihrem Gischt reicht, grünt und blüht der Seefenchel; auch die Blume ist grün, gleich der Pflanze, aber von einem gelblichen Ton und einer besonderen Zartheit, sobald die Brise sie kost. Die Sonne bescheint sie, sendet ihren Duft aus, der ähnlich wie der Seegeruch, aber fast noch intensiver ist. Als untrennbare Gefährtin der Welle scheint sie der Luft einen Teil des Wassers, den sie aufsog, wieder zurückzugeben. Bald wird ihr ein Gischt abermals den Salzgehalt und das Meeresparfum verleihen, abermals wird sie ihn ausdünsten an sonnigen Tagen, mit dem harzigen Geruch der nahen am Felsenufer wachsenden Kiefern vermischt. Dies stellt uns die berauschende Beschaffenheit dieser Nachbarn des

Felsenstrandes dar. Die Luft hat dabei eine Frische, wie sie über die Wellen zog, die man vergeblich weiter im Lande suchen würde. Es ist der frische Hauch des Meeres selbst, der scherzend den Wellen ihre Frische, ich möchte sagen, ihre Natur entlockte, um das Uferland zu beleben

* * *

Drei Fischlein schwimmen in dem von Felsen eingeschlossenen Raume. Sie scheinen Neulinge in dem Weiher zu sein, riechen, stöbern, schnappen nach allen Seiten, was so aussieht, als wollten sie genau prüfen, was da für sie zu finden wäre. Gar nicht scheu, lassen sie sich aus der Nähe beobachten; es sind junge Mullus, die ihren Erst-

lingsausflug unternehmen. Sie haben ein Sicherheitsgefühl in sich, das ihnen vielleicht eines Tages teuer zu stehen kommen wird, ihnen aber inzwischen eine Tollkühnheit verleiht, welche die Unerfahrenheit steigert. Sie scheinen sich von diesem inneren Becken gar nicht trennen zu wollen; vielleicht behagt ihnen das laue Wasser, der Schatten der Felsen, oder die reichere Nahrung, die sie dort unter den zahllosen, mit bloßem Auge unsichtbaren Tierchen finden. Man möchte hier stundenlang sitzen und denselben zuschauen. Bald schwimmen sie alle drei in einer Front, bald hintereinander, bald kreuzen sich ihre Wege. Manchmal schwimmen sie nahe am Ufer, wie sie nur vermögen, machen dann ein plötzliches, rasches

Kehrt und schwimmen wieder hinaus. Man glaubt fast, sie wären verschwunden, aber da strömen sie schon wieder mit seltener Beharrlichkeit dem inneren Becken zu.

* * *

Man sieht nur ein etwas dunkleres Streifchen am Meereshorizont; es ist die Brise, die naht. Die Küstenstrecke liegt noch in vollkommenster Windstille, allmählich kommt das Lüftchen immer näher, bis man seinen erfrischenden Hauch spürt; auch die glatte nasse Fläche kräuselt sich wie leicht gefaltete azurne Seide. Manchmal, wenn die Brise stärker ist, treten kleine weiße Kämme auf, tanzen kokett an der Oberfläche, ohne die schwere Woge zu

bewegen, bis sie mit der Abnahme derselben auch gleich verschwinden. Sie sind wie das Lächeln eines Kindermundes, das mit den Jahren vergeht, sie sind das Scherzen, das Kosen der ruhigen Welle, die nur der Zephir schmeichelt und mit denselben spielen, erfrischen, erheitern will. Allmählich tritt ein Gepolter ein, die Wellen kreuzen sich, laufen unter-, über- und zwischen einander, bis sie sich durch das Abnehmen der Brise selbst stillen und das ruhige Meer an der Oberfläche so spiegelglatt wird wie zuvor. Nur nahe am Ufer weht manchmal ein Hauch vom Lande, er scheint in unmerklichem Kräuseln die glatte Fläche zu dehnen und zu glätten.

* * *

Das Meer von zartestem, blassem Kobaltblau, ganz spiegelglatt, zeigt, von der Ferne gesehen, wie dunklere Pinselstriche, durch Strömung oder durch leichten Hauch verursacht. Sie sind aber so getrennt voneinander, als wären sie künstlich gemacht worden.

Manchmal sieht man dagegen auf dem blauen Meere weißliche Streifen. Es sind Strömungen, auf die der leichte Seehauch, der sonst die Oberfläche wie ein Moiré sanft kräuselt, keine Kraft hatte. Die Stärke der Strömung war mächtiger, sie blieben in Windstille und infolgedessen sind sie auch weißer. Manchmal halten sie lange an und man kann sie, namentlich aus der Höhe, weithin beobachten. Sie sind wie Ströme im Meere, manchmal gerade gezogen,

manchmal schlangenförmig gewunden, mit mehr oder minder scharf markierten Grenzen, die sich in dem Maße, wie die Brise an Stärke zunimmt, immer mehr und mehr verschwommen darstellen, um schließlich gänzlich zu verschwinden.

Zuweilen wie das Meer spiegelglatt ist, kommt mitunter ein unterseeischer Stoß und die Woge umrahmt die Riffe mit einem kaum merkbaren Schaumrande. Es ist eine entfernte Brise, die sich allmählich geltend macht und die gewissermaßen schon vorher ihren Gruß sendet.

* * *

Manchmal erblickt man schon von weitem das Lämmern des Ostwindes

und die Küste bleibt da gegen Nordosten zu, weit nordwärts vorspringend, geschützt. Nichtsdestoweniger schäumt es leicht in Silberverbrämung um die dunklen Riffe, die unterseeischen oder kaum aus der Oberfläche herausragenden treten hervor und lassen ringsum die Wogen, die sie bedeckten, in weißen Schaum-Kaskaden wieder herabfallen. Selbst an geschützteren Stellen des Felsenufers, wallt das Meer, aber nicht fortwährend; dann und wann kommt bloß eine mächtigere Welle, welche aufspringt und zischt in den tiefsten Spaltungen, um gleich wieder ruhiger zu werden und nach einer Weile wieder aufzubrausen.

Die runden Geschiebe, nah dem Strande, ändern ihre Lage, die unteren

kommen an die Oberfläche und umgekehrt und selbst manche der größeren Steine am Ufer werden aus ihrer festen Lage gerückt, ohne jedoch ihre Stellung zu ändern. Der Fischadler beschreibt lange Kreise längs der Küste, nach Beute spähend und den weißlichen Kopf weit gestreckt, zieht er streckenweise lautlos dahin, die Flügel kaum bewegend, dann hält er inne und im lässigen Flattern macht er wieder neue bogenförmigen Kreise, um wieder weiter zu ziehen.

* * *

Das Meer und der Himmel sind so blau, so tief blau, daß sie sich miteinander zu vermengen scheinen und man sich von der Küste aus die Horizont-

linie ziehen muß, um zu erkennen, wie hoch das Meer reicht. Nur an einer einzigen Stelle ein weißes Pünktchen; es ist ein Segel von irgend einem kleinen Küstenfahrer, sonst nichts am weiten, breiten Horizont. Es scheint, als ob die Gegenwart der Menschen in dieser Ruhe der Natur mit dem fernen weißen Segel nicht störend wirken würde. Sie beherrscht diese nicht, sie ist nur eine weit unbedeutende Nebensache und so gibt es auf der Welt so viele Menschen, die sich für wichtig erachten und doch unbemerkt von der großen Menge dahinziehen wie hier der einsame Segler. Je mehr man die Welt kennt, um so mehr überzeugt man sich, wie gering man ist, wenige hervorragende Menschen ausgenommen, die

eine tiefe Furche auf dem Weltmeer zurücklassen. Die Spur der meisten verschwindet mit derselben Raschheit, mit welcher eine Welle die andere treibt. Menschen, die in einem Lande als groß und hervorragend gelten, sind im anderen Lande ganz unbekannt und es gibt Menschen, die töricht eitel sind, zu glauben, daß sich ein jeder mit ihnen beschäftige.

* * *

Es hat etwas getröpfelt, aber bald vertreibt die Sonne die Wolken und scheint schöner als zuvor auf dem durchsichtig blauen Himmel. Der Nordwestwind, dieser Besen des Himmels, wie man ihn hier zu nennen pflegt, der übliche Nachfolger eines, wenn noch so

leichten Regengusses zur Sommerszeit hat im Golfe geherrscht. Hieher kommt nur die scherzende, leichte Welle, die er vor sich getrieben hat und die sanft die Felsen umkost. Manchmal, als wollte sie tiefer aufatmen, wallt sie etwas zurück und umrauscht die Felsen, um sich dann wieder zu besänftigen wie zuvor. Die Brise ist nicht so weit gekommen, durch andere Lüfte zurückgehalten, die vom Süden, namentlich vom Südwesten wehen. Das offene Meer glättet sich immer mehr und mehr, bis man schließlich in der Ferne lange weiße Flächen sieht. Es ist wieder Windstille geworden. Leise, kaum merkbar kost der Hauch vom Westen oder Südwesten, stellenweise kräuselt sich leicht das Meer wie im plötzlichen Farbenspiel, hält aber-

mals inne, atmet in der Stille wieder tief auf, rauscht in den Aushöhlungen, schäumt um die Riffe und tröpfelt wieder in Perlen um dieselben.

* * *

Das Meer hat sich beruhigt, der Schaum der früheren Wellen umsäumt die Küste wie ein weißes Band, indem es sich von den Felsen entfernt. Hin und wieder bleiben rund um dieselben kleine weiße Flecken, Schaumpatzen, wenn ich sie so nennen könnte, welche um die Riffe tanzen, wenn die Woge schwillt, und sich wieder entfernen, wie durch eine unsichtbare Kraft getrieben. Manchmal umsäumt der Schaum die Strömung, von der er allmählich weggetrieben wird und so sieht man außer

dem weißen Rand um die Küste noch einen weiteren, der als Begrenzung die glattere Fläche der starken Strömung umgürtet. Während die Wogen über dem Schaume zerteilend wirken, wirkt die Strömung verbindend. So ist das Meer ein ewiges Schauspiel, an dem man sich nie sattsehen kann, wenn man noch so lange darauf schaut, denn die Gestaltung der Küste, die herrschende Windrichtung, die größere oder geringere Kraft der Strömung sind lauter Faktoren, die mitwirken, um neue anderweitige Kombinationen zu schaffen, die sich nie wiederholen, sondern immer das Gepräge des unerwarteten Neugeschaffenen an sich tragen.

* * *

Die aufgeregten Wogen haben in einem Einschnitt der Küste Schaum angesammelt, der da am Meere eine fast milchartige Fläche bildet. Hin und wieder ragen große Blasen empor, die in der Sonne förmlich wie Glasstürze schimmern, die man auf das Meer gestellt. Sie gaukeln eine Zeitlang, bis sie sich spalten und zerplatzen; der Schaum bleibt aber noch etwas länger, bis er sich allmählich verliert und nur einige abgerissene Seetange, Holzstückchen und andere Überreste als Detritus übrig bleiben. Manchmal schwimmt auch ein Stück Bimsstein darunter, vielleicht von Columbretes oder von irgend einem anderen vulkanischen Boden abgebröckelt. Weit verfolgt die Einbildungskraft diesen

Steinbrocken auf seinen möglichen Wanderungen, der vielleicht monatelang ein Spielball der Wellen und der Strömung war. Der Blick fällt auf die dunklen, ins kupferrot ziehenden Melaphyre der nahen Küste und man sieht die plutonische Basis der Insel. Wie viele Kataklysmen waren notwendig, um alle die darauf liegenden Formationen zu schaffen! Welche Erdbeben, um diese großen Felsblöcke aus den Höhen des Gebirges hinabzustürzen und diese mächtigen Konglomerate zu schaffen!

* * *

Je mehr man die Felsen betrachtet, desto phantastischer schauen sie aus. Sie sind wie die Wolken, in denen man

sieht, was man eigentlich sehen will; so gestalten sie sich zu allerhand Gebilden der Einbildungskraft. Namentlich trägt die Beleuchtung mächtig dazu bei, daß ein gleichgültiger Felsen bestimmte Formen annehme, die man dann immer wieder sucht.

Man sieht allmählich durch die Wirkung des Lichtes die bekannte Figur entstehen und dann wieder allmählich verschwinden, wenn alles wieder in Schatten gerät. Dann entstehen wieder andere Effekte, und was im Sonnenlichte als Figur glänzte, ist im Schatten die Basis oder ein Teil einer sich neubildenden.

Überhaupt wirkt das Ausströmen des Lichtes über Felsenkanten und das allmähliche Verschwinden desselben so

phantasmagorisch, daß man sich daran nicht sattsehen kann. Namentlich wenn die Schatten tief werden und sich onixfarbig im Meere verlängern, so daß alles wie aus einem Guße zu sein scheint. Die Farben ändern sich, bis alles dunkel wird und nur die fliegenden Lampyris und die schwimmenden Noctilucas als passende Beleuchtung am Lande und am Meere dienen.

* * *

Der Felsenboden ist in der Nähe mit Fukoiden und allerhand Seetangen so bewachsen, daß man sich an der Mannigfaltigkeit nicht sattsehen kann. Dazwischen hin schießt ein Krebs, mit zusammengeklapptem Hinterleib. Es scheint, als würde ihm das ganze ihn

umgebende Meer gehören. Mit seinen langen Augen, die er hebt und wieder senkt, späht er jeden Winkel aus.

Endlich hat er sich eine Kammer erkoren und setzt sich darein wie ein König in einen Thronsaal.

* *
*

Anfangs behutsam, dann behend steigen die Krabben aus dem Meere empor, kriechen auf die Felsen und schauen unverwandt umher; dann verkriechen sie sich wieder in irgend einem dunklen Schlupfwinkel zwischen den Felsen, um bald darauf herauszutreten und ihre Spaziergänge wieder aufzunehmen. Das Meer ist ruhig, als wäre es gegossen, die Seetange schwanken gar nicht im unteren Grunde, son-

dern ragen in der durchsichtigen Flut empor. Man sieht jedes Gerölle, jeden Felsen im Grunde, manche grau, andere rötlich weiß geadert, Brocken von dem Marmor der Höhen, der einstens über das ganze Hochplateau herabstürzte und am Meeresufer zu Geröll wurde. Manche der größeren Felsstücke sind nur auf einer Seite oder an ihrem Ende abgerundet, indem sie sich jahrhundertelang am Felsenstrande gewiegt haben und sich allmählich auf dem seßhaften Teil abrundeten, während ihr oberer Teil noch die ursprüngliche Rauheit aufweist und den Napfschnecken als Basis dient. Kleinere Felsstücke sind schon nach allen Seiten, wenn nicht wörtlich abgerundet, doch teilweise abgewetzt.

* *
*

Zu den zahlreichsten Bewohnern dieser Felsenwelt gehören die Einsiedlerkrebse. Manche noch kleine haben sich in einem Schneckenhaus eingenistet, das sie kaum fortschleppen können, andere groß gewachsene wandern mit ihrem Schneckenhaus wie mit einer Studentenkappe dahin. Und wie rasch eilen sie, um sich von einem Schlupfwinkel in ein anderes zu verkriechen, immer nach Beute spähend! Sie benehmen sich wie ein munteres Völkchen; wenn man sie am wenigsten ahnt, stehen sie in einer großen Schar da und spähen mit ihren klugen Augen umher. Manchmal schlummert in einem tiefen Becken die Maya squinado oder Cabra, wie man sie hier nennt, ein Riese unter den Krabben dieser Küste.

Sie bewegt sich gravitätisch, den behaarten Rücken häufig mit anderen Seetieren und Pflanzen besetzt, öffnet und schließt ihre Mundvorrichtung unaufhörlich. Die Jungen sind haariger und behender und man sieht sie häufig auf den Felsen kriechen und auf die schlummernden Großen hinabschauen, die manchmal stundenlang unter der kristallenen Flut unbeweglich ausharren.

* * *

Der starke Südwind von der Nacht ist gegen Morgen auf Westen gesprungen und die See wälzt ihre Wogen gegen das Felsenufer, dessen Riffe sie überflutet. Manchmal hält sie eine Weile inne, um dann eine größere Welle zu

senden, die ziemlich hoch hinaufreicht und in Schaumkaskaden zurückfällt. Wo mögen die niedlichen Krabben verkrochen sein. Wohl da, wo die Gewalt der Woge nicht herrscht. Die Napfschnecken sitzen wie zur Schlacht bereite Schilde, fest angeschmiegt an den Felsen und lassen unbekümmert die Wogen auf sich brechen, wohl bewußt, daß es wieder anders werden wird.

Ja, es wird sich auch bald beruhigen, denn zur Sommerszeit hat in diesen Gegenden das Meer keinen Grimm. Bald stellt sich das übliche Lächeln wieder ein, die Napfschnecken klappen sich mit Wohlbehagen auf und lassen von sich Wasserperlen herabrieseln. Der Horizont ist aber noch dunstig, und in der Ferne lämmert noch stark das Meer;

manchmal sind so mächtige Brecher, daß man faßt wähnen möchte, es wäre ein fernes Segel, bis sie sich wieder ausgleichen und von kleineren getrieben werden, die ineinander verschmelzen.

* * *

Eine dünngezogene, leichte Schichtwolke am Horizonte gegen Osten zu bekundet das Herannahen der östlichen Brisen. Das Meer ist anfangs ganz glatt, von großen Strömungstraßen durchzogen, dann kräuselt es sich leicht gegen Osten und nimmt an Intensität der Bläue zu, bis die Wellchen herannahen, hin und wieder mit kleinen weißen Kämmen, und endlich bäumt sich die ganze Fläche; gegen Mittag nimmt die Brise wieder an Kraft ab,

um in den Nachmittagsstunden dann ganz ruhig zu sein.

* * *

Es herrscht vollständige Windstille, die Felsen ragen aus dem tiefen Wasser hervor und nehmen andere Gestalten an, die bemoosten Felsenspitzen reichen bis zur Meeresfläche, manchmal ragen sie sogar aus dem Wasser wie aus einer perlenglitzernden Umrahmung hervor. In den Lüften schwebt ein großer Agrion (Cabot), so groß wie ein Vogel. Manchmal schwingt er sich fast unbeweglich, manchmal flattert er unbeständig umher, macht plötzliche Winkel und verschwindet wieder hoch in den Lüften.

* * *

In der Ferne gegen Osten sieht man schon weiße Kämme auftauchen, sonst ist das Meer spiegelglatt. Ein großes Segelboot sucht umsonst in dem Wind eines seiner Segel anschwellen zu lassen. Endlich naht es. Die blendend weißen Segel füllen sich und heiter gleitet das Schiff über das tiefblaue Meer, aber gerade die heutige Brise ist seinem Ziele entgegengesetzt und es muß lavieren. Man sieht es eine Strecke hinausfahren, um sich wieder der Küste zu nähern. Wie häufig geschieht dies auch im Leben der Menschen. Wenn sie sich am Ziele glauben, sind sie noch weit entfernt, um das zu erreichen, was sie beabsichtigen. — Während ich so hinausluge, bedecken Kormorane förmlich einen Felsen im Meere. Sie sonnen sich

strecken ihren langen Hals empor, schlagen mit den Flügeln und sitzen dann ruhig, unbeweglich und schauen auf die sie umgebende Tiefe. Entsteht ein plötzliches Geräusch, dann stürzen alle hinein und tauchen tief unter, um weiter entfernt wieder zu erscheinen und behebig zu schwimmen oder gar wieder auf den Felsen hinaufzusteigen.

* * *

Es hat während der Nacht ein leichter westnordwestlicher Wind geweht und das Meer scheint sich noch zu erinnern, sich bewegt zu haben. Die Wellen brechen nicht am Felsenufer, sie spülen nur den Rand der Riffe ab und biegen sich wollüstig auf sich selbst. Sie scherzen munter, als wären sie froh,

aus dem früheren Stillstande gekommen zu sein, wie die lebenslustige, frohe Jugend nach dem Tanze. Dann ordnen sie sich allmählich, falten sich regelmäßig unter dem Hauch der Nordwestbrise und nehmen das schönste Blau an, wie der wolkenlose Himmel. Weit und breit ist kein Schiff in Sicht, nur ein einsames Boot kommt, von der Brise begünstigt, vom Langustenfange zurück, zu dem man weit vom Lande hinauszieht. Dasselbe geschieht für den Fang der Llampugas oder Lampreten, welche den Schatten lieben. Dazu verwendet man große Korkstücke, unter welchen sich die Fische anhäufen und um die man dann ein Sacknetz zieht. Doch dauert dieser Fischfang nicht lange, bloß zur Zeit, wo die Sonnen-

strahlen am wärmsten sind und der Schatten den Lampreten am willkommensten erscheint. Manchmal werden auch weit Angelschnüre gesetzt zum Fange herrlicher Dentols, die ein Feststück für die Tafeln großer Herren bilden.

* * *

Manchmal sammeln sich die Wolken derart, daß eine Wasserhose daraus entsteht. Zuweilen verschwindet sie, oder besser gesagt, löst sich auf, noch bevor sie gänzlich geformt ist, ein andermal treibt sie mit eiligem Schritt über die Meeresfläche. Ich erinnere mich, eine solche gesehen zu haben, die so große Dimensionen erreicht hatte, daß sie in einer Höhe von vierhundert

Metern spazierend drohend erschien, worauf sie sich auflöste, ohne die Küste erreicht zu haben.

Zuweilen entstehen ihrer mehrere auf einmal, dünn wie Fäden, die sich miteinander verbinden. Überhaupt weisen die Wolkenbildungen am fernen Horizonte ein ewig wechselndes Bild auf. Die Schichtwolken, welche die Haufwolken durchschneiden, sind gewöhnlich ein Wahrzeichen nahenden Regens und gar herrlich sind die großen, blendend weißen oder ins Perlgrau stechenden Haufwolken, welche sich manchmal auf den Höhen auftürmen und eine bedeutende Höhe erreichen. Andere lagern fast am Horizonte und haben je nach der vorherrschenden Luftströmung bloß die

Höcker nach Westen oder Osten gedreht.

* * *

Die Sonne brüht und glüht in der Mittagstunde, die Zikaden zirpen unaufhörlich. Es ist die kleinere Zikade, die Cicada orni, die hier vorherrscht. Der harzige Geruch der Kiefern vermengt sich mit dem der Seetange am Ufer; Luft und Duft scheint der glühenden Sonne angepaßt zu sein. Der Schatten wird immer kürzer, bis schließlich der letzte schattige Schlupfwinkel verschwindet und alles in einem Sonnenbad erscheint.

Da fangen auch die Felsenwände an zu glühen; die Euphorbien, fast ausgetrocknet, ragen aus dem Felsenboden

empor und vom Ende ihrer blattlosen Äste tröpfelt noch die verdickte Milch herab.

In dem Maße, wie die Sonne sinkt und mithin ihre Strahlung auf die Felsenwände andauert, werden diese wärmer und wärmer, bis ihre Glut wie ein warmer Hauch von denselben zurückstrahlt, so daß man sich denselben kaum nähern kann.

Lange schon ist die Sonne klar, rein, wie eine Feuerkugel am dunstigen Horizonte verschwunden und die Felsen glühen noch so, daß man sie mit der Hand nicht angreifen kann. Manchmal graut schon der Morgen und sie sind noch lauwarm.

* * *

Der Wind steigt in Stufen über die Kiefernkronen zum Felsenufer hinab, ein warmer Hauch mit Harz getränkt; es ist der Südsüdwestwind: der von Afrika herüberweht und einen Gruß aus der Wüste bringt. Wolke über Wolke zieht über die Höhen der Insel; wiewohl durch die Spitze von Bañalbufar, stark gebrochen, wälzen sich die mächtig gedehnten und schäumenden Wogen heran und nehmen in dem Maße zu, als das Auge sie weiter verfolgt, denn sie sind je weiter entfernt, immer weniger vom Schutze, den die Insel gewährt, beeinflußt. Man glaubt, daß der Wind kein Ende nehmen werde und wenn er auch zuweilen ein bißchen nachläßt, nimmt er dann wieder mit doppelter Kraft zu. Der Seefenchel scheint über die Felsen-

klippen weggerissen zu werden und ein feiner Regen von glitzernden Kiefernnadeln kommt aus den Höhen. Es sind die während der dürren Sommermonate ausgetrockneten Nadeln, die sich auf einmal lostrennen und herunterfallen, so daß der Boden wie mit Gold besäet zu sein scheint. Der aufgewirbelte Sand der Lehnen mischt sich mit dem Gischt des Meeres, bis es allmählich stiller und stiller wird und die Wogen einzuschlummern scheinen.

* * *

Der warme Landhauch erreicht nicht das Ufer, wo Windstille herrscht, aber der Harzgeruch der Kiefer reicht bis zu demselben. In der Ferne sieht man am Meere wie einen dunklen Fleck; es

sind Fische, zumeist Palamiden, die umherspringen und schwelgen, so groß ist ihre Zahl nebeneinander. Bisweilen fliegt von Felsen zu Felsen ein einsamer kleiner Strandläufer. Er schaut in jedes Loch hinein, als ob in jeder kleinen Lache etwas zu finden wäre, dann behend, den Schweif auf und nieder senkend, setzt er sich auf einen tischartigen Felsen, schaut sehnsuchtsvoll in die Ferne und denkt an das Sandufer, wo er eine ausgiebige Beute fand. Dann nimmt er plötzlich wieder den Flug auf, um sich in kurzer Entfernung wieder niederzusetzen, um das übliche Spiel mit dem Heben und Senken des Schweifes fortzusetzen und wieder in die Ferne zu blicken. Welche Sehnsucht nach der Ferne mag dieser

Blick bergen, aber der Wind weht entgegen, um südwärts zu ziehen. So sinnt der Wandervogel und ich sann am einsamen Ufer und ließ ferne Gefilde vor der Phantasie aufsteigen!

Manchmal fliegen die kleinen Strandläufer, in kleinen Scharen, dutzendweise von Felsen zu Felsen und da sieht man sie miteinander wetteifern, um irgendein Würmchen oder ein Krebschen aufzufangen. Sie fliegen in Reihen nebeneinander und nach kurzem Fluge lassen sie sich nieder, um ihre Arbeit wieder zu beginnen.

Fleißige Besucher des Felsenufers sind auch die lichtgrauen Muscicapas (Juyas), die nach Fliegen und jedem Insekte haschen. Sie sind auffallend zahm; man sieht, daß sie aus Gegenden kommen,

wo der Vogel dem Menschen ein Freund ist. Sie flattern eigentümlich weich und schauen einen mit ihren großen Augen sehr possierlich an. Manchmal wollen sie sich untereinander ein Insekt wegreißen, bis die eine oder die andere in diesem eigentümlichen, fast vertikalem Fluge die Siegerin wird. Manchmal zwitschern sie untereinander, vier oder sechs, als hätten sie sich tausend Dinge zu erzählen, und plötzlich fliegen alle flatternd in die Luft empor, um sich dann einsam auf einer Felsenhöhe niederzulassen, wo sie zuweilen lange unbeweglich nach Beute spähend sitzen.

* * *

Auf der Höhe eines vorspringenden Felsens sitzt unweit von mir ein „ein-

samer Spatz". Kein Vogel drückt in seinem Gesange die menschliche Stimmung so aus wie dieser. Es liegt etwas Elegisches in seinem Gesange. Vielleicht trägt auch der Ort, die Stille des einsamen Felsenufers dazu bei. Das Gezwitscher würde im Walde nicht diese Wirkung haben. Auf einsamen Felsenkanten sitzt der Vogel mutterseelenallein. Der steile Absturz widerhallt weit und breit seine Stimme, denn in der Einsamkeit des Ortes verliert man nicht den Klang. Anfangs singt er leise, sehnsuchtsvoll, fast weinerlich, dann voll, helltönend. Dann und wann flattert er umher und kehrt wieder, wie durch einen unsichtbaren Zauber an dieselbe Stelle gekettet. Sein rubinartiges Auge späht nach mancher Fliege, nach der

er mit seltener Behendigkeit schnappt. Dann erscheinen die Klänge, die von dem hohen Gesims ertönen, wie verlorene Harfentöne und der Gesang fängt von neuem an, aber immer mit Variationen, mit Dehnungen oder Abkürzungen der Modulation, als sollten sie verschiedene Nuancen seiner Stimmung darstellen. Manchmal steigt die Passion zum wahren Feuer und aus voller Kehle tönt die Melodie, so daß selbst die Krabben aus ihren Schlupfwinkeln herauskriechen und vorsichtig zuhorchen.

* * *

Sinnend und nachdenkend auf einer herausragenden Felsenkante ruht ein Eisvogel. Man möchte fast sagen, er gehöre nicht hieher, denn er ist am

Felsenufer nur ein seltener Gast. Vielleicht hat er sich südwärts ziehend auf demselben niedergelassen oder die jungen Fischlein, die jetzt in Mengen an der Oberfläche schwimmen, haben ihn angelockt. Sie schwimmen unbekümmert um seine Gegenwart an der Oberfläche und bilden Kreise auf Kreise, die sich ewig schneiden, graziös, wie alles Junge, aber unvorsichtig, und siehe da! in raschem Fluge hat er schon eines weggeschnappt und verschluckt es behaglich auf der nächsten Felsenspitze. Sein Flug ist so rasch, daß man ihn kaum bemerkt; nur die glänzende Smaragdfarbe seines Rückens und Kopfes trennt sich scharf von dem braunen dunklen Felsen.

* * *

Manchmal sieht man in der Kühle der Felsenaushöhlungen eine Taube oder ein Paar derselben sitzen, die vom Turme von Son Masroig herabgeflogen sind. Sie bewahren noch die wilde Natur ihrer Ahnen und mit Behagen halten sie sich instinktiv, eingedenk ihrer alten Behausungen, in der Nähe des Meeres auf und blicken aus ihren hohen Warten unverwandt herab, als möchten sie sagen: Hier fühlen wir uns zu Hause. Einstens waren ihrer viele in den Küstenhöhlen der Insel, aus welchen sie bei dem leisesten Geräusch in lärmendem Fluge hinausflogen. Sie waren wie überhaupt alles, was lebt und fliegt, eine wahre Zierde für die einsamen Küstenstrecken und brachten immer eine fröhliche Note

in die stille Felsenwelt der jähen Abstürze.

* * *

In dieser Einsamkeit des Ufers wirkt die menschliche Stimme fast störend und wenn man auch zueinander spricht, so tut man es leise, wie befürchtend, diese erhabene Ruhe zu brechen. Man fürchtet, in diese Akkorde der Natur wo nur das Zischen der Mauerschwalben um die fernen Felsenwände ertönt, welches das Plätschern des Meeres rhythmisch zu begleiten scheint, einen Mißton hineinzubringen. Man ist fast versucht, den Atem innezuhalten um besser zuhorchen zu können. Im plumpen Geflatter, mit den Flügeln stark schlagend, die Wasserfläche fast berüh-

rend, als möchte er sich nicht von dem lieben Meere entfernen, kommt ein Kormoran heran. Er taucht und schwelgt sich, kaum in der Flut niedergelassen, dann schwimmt er gravitätisch umher, nur den langen Hals aus dem Meere emporragen lassend und späht mit scharfem Blick jeden Winkel, jede Felsenkante aus. Dann kommen andere heran und die glatte Fläche spritzt förmlich auf, so behend bewegen sie sich. Namentlich die lichtgrauen Jungen sind von einer unglaublichen Zutraulichkeit. Sie lassen einen mit dem Boote so nahekommen, daß man sie fast mit der Hand berühren kann.

* * *

Spät nachmittags, wenn die Sonne zu sinken beginnt, sieht man allenthalben an den Küsten die Kormorane sich sammeln, als hätten sie sich etwas zu sagen. Sie tauchen sich, schwimmen fröhlich nebeneinander und aus allen Winkeln treten ihrer mehr und mehr zusammen, bis sie eine ganze Schar gebildet haben. Fliegt aber einer davon, dann folgen alle im Fluge und setzen sich auf die Gesimse der Felsenküste, von wo sie wie aus einer ihnen gehörigen Festung erstaunt hinabblicken. Dann fliegen sie plötzlich ostwärts gegen die wirtliche Halbinsel der Torodada, wo sie sicher sind, die Nacht ungestört zubringen zu können. Sie ist sozusagen die Felsenfeste der Vogelwelt dieser Küsten.

Die Puffinen (Virots) fliegen manchmal zu Tausenden in raschem Fluge in langgezogenem Schwarm, als wollten sie einander im Fluge übertreffen. Manchmal lassen sie sich nieder, um auszuruhen und bilden förmlich einen dunklen Fleck auf dem Meere. Wenn die durch die Reflexion verschiedenartig sich gestaltende Feuerkugel, die Sonne, am Horizonte sinkt, eilen auch sie zur wirtlichen Halbinsel, wo auf den Höhen halb im Dämmerlichte noch die Silbermöven, die ihr Nest dort zu haben pflegen, gellen.

* * *

Die Schatten sind am Ufer schon tief geworden. Mit schwerem Geflatter nähern sich die Kormorane und suchen

ihre nächtliche Herberge. Wie Bronze schillert ihr Gefieder im Glanze der letzten Strahlen der Abendsonne, und sie scheinen über die gewonnene Ruhe aufzujauchzen und freudig zu sein. Ein jeder kennt seine eigene Felsenkante, die gastliche Aushöhlung, wo er sein Nest baute, wo er selbst vielleicht zuerst auf das blaue Meer hinausblickte. Wie mit Zauberkraft sucht ein jeder seinen hohen Posten auf und mit langgestrecktem Halse schauen sie wie treue Schildwachen der Felsenfeste aus, als möchten sie den letzten Kuß der Sonne empfangen. Ein leises Gemurmel und allmählich wird mit der Abenddämmerung, welche die Felsen und die Wände verhüllt, alles still. Nur das Meer atmet sanft am Ufer, kost sozu-

sagen die Felsen und leuchtet dann von den Tausenden Noctilucas, als wären sie die Abspiegelung der Himmelsterne, die klar im durchsichtigen Äther schimmern, ohne zu glitzern, wie vor windigen Tagen. Sie scheinen so mild, so ruhig in der Stille der Nacht, bis sie endlich mit der Morgendämmerung verschwinden.

* * *

Noch vor etwa fünfzig Jahren waren Robben an diesen Küsten sehr zahlreich. Sie bewohnten die feuchten dunklen geheimnisvollen Seehöhlen, wahre Nereidenbehausungen, wohin sie sich wie in sichere Festen zurückzogen. Inmitten der Seetange und der Riffe brachten sie ihr Dasein zu, aber auch

nicht immer ungestört, denn zuweilen unternahm mancher reiche Besitzer eine Jagd auf sie. Man spannte vor der kleinen Eingangsöffnung ein starkes Netz und schwimmende Männer drangen hinein, um sie mit Lärm und Getöse aus ihrem Schlupfwinkel zu verscheuchen, während die in einem Boote beim Eingang postierten Jäger die Tiere, sobald sie auftauchten und mit ihren klotzenden Augen spähend umhersahen, meuchlerisch erschossen. Man verwendete ihre Haut zur Anfertigung von Tabakbeuteln und auch den Fischern, denen sie häufig die gefangenen Fische aus den Netzen herausholten, waren sie kein angenehmer Nachbar, doch aber eine schöne Zierde für die Küste und es ist jammerschade, daß man sie vertilgt hat. Noch

vor einigen Jahren erhielt ich die Kunde, daß man eine in der Nähe von Lluchalcari sah, die aber wieder verschwand, ohne erbeutet worden zu sein.

* * *

Zuweilen, namentlich zu Anfang des Sommers oder noch eher im Frühjahr, erweckt die plötzlich emporschießende Wassersäule eines Cachalots Aufmerksamkeit. Manchmal sieht man den Riesenrücken des Wales auftauchen und wieder sinken, eine große schäumende Welle um sich verursachend. Vor einigen Jahren kippte ein solches Ungetüm in der Nähe von Bañalbufar, während dortige Fischer ruhig ihre Netze hoben, mit einem Schweifschlag das Boot um, so daß sich diese nur durch

Schwimmen wieder auf den Kiel setzen und mit Hilfe einer anderen Barke ans Ufer retten konnten.

* * *

Manchmal erheitert eine Schar Delphine das Meeresbild. Es ist ein Aufjauchzen, ein Springen wie bei einem tollen Feste. Kein das Meer bewohnendes Tier ist in den Bewegungen, im Schwimmen und Springen so gewandt wie der Delphin. Mit Recht betrachtete ihn die antike Welt als Prototyp des Meeres, er versinnbildlichte sozusagen den Gedanken desselben. Gewöhnlich pflegen sie in der Richtung zu springen, von welcher der Wind kommen wird und diese alte Regel schlägt selten fehl. Sie verursachen den Netzen der Fischer

zuweilen namhaften Schaden, manchmals bieten sie aber einen Vorteil, indem sie bei ihren Verfolgungen ganze Fischscharen gegen die Netze treiben und sich beim Herannahen an der dunklen Netzwand mit Blitzesschnelle umdrehen. Sie halten sich fast immer in gewisser Entfernung vom Felsenufer auf und sind manchmal an ruhigen windstillen Tagen in mächtigen Scharen von zumeist jüngeren Tieren zu sehen.

* * *

Wiewohl die Luft kühler geworden ist, erhalten südliche Winde, namentlich südwestliche die Flut so lau wie an den früheren, wärmeren Tagen. Sieh da, unwillkürlich von der Strömung getrieben, kommt eine Qualle. Sie hebt

und senkt sich im Meere, ein Spielzeug der Strömung und der Welle, aber weh dem, der ihr naht, denn ihre zahllosen Nesselkapseln, die ihre Tentakel füllen, sind zwar ihre einzige, aber auch genügende Verteidigung gegen herannahende Feinde. Unbekümmert um dieselbe lugt aus hoher Felsenkante eine Krabbe herab; losgelöste Tange schwimmen umher; das bedeutet, daß unweit von hier bewegte See herrschte, die sie herausgerissen hat; vielleicht aber auch kommen sie aus weiter Ferne, gleichsam aus fremden Gestaden entsendete Booten.

Die Nächte werden länger und länger, die Felsen und namentlich die großen, nahe dem Ufer gelegenen Gerölle glänzen vom Morgentau, als wären

sie verglast; es ist Spätsommer geworden. Der Herbst schließt sich ihm in diesen Breiten als Fortsetzung an und die Grenze zwischen diesen beiden ist außer an den zur Äquinoktialzeit eintretenden Stürmen kaum zu merken.

* * *

Der Bufador der Forodada, der den ganzen Sommer geschwiegen hatte, fängt an zu donnern, die großen Wogen von Ostnordost zwängen sich hinein und schäumen weit hinauf auf die wie ein Panzerschiff aussehenden Flanken der Ostseite der Halbinsel. Der Himmel umwölkt sich und es fallen große klare Regentropfen, doch bald wird der Nordwest, der Mistral des Golfes, zum Herrscher und kehrt alles weg. Der

Himmel wird von ägyptischer Bläue und das mit weißen Kämmen gekrönte Meer wälzt seine mächtigen Wogen auf das Felsenufer. Selbst die großen Felsstücke werden gerüttelt, die Gerölle aufgehoben, aufgestaut oder entfernt und man erkennt nach dem Sturme kaum die trauten Plätze wieder.

* * *